

# Bye, bye Irland

Keine Jobs und keine Perspektive – das ist neu und bitter für viele junge Iren. Zu Tausenden verlassen sie ihre Heimat. Die meisten suchen ihr Glück in Australien, manche aber auch in Deutschland

Von Marcel Burkhardt



Erinnerung an noch schlechtere Zeiten: Annie Moor verließ am 20. Dezember 1891 Irland und war am 1. Januar 1892 (ihrem 15. Geburtstag) die erste Einwanderin, die auf Ellis Island in New York eintraf. Das Denkmal steht im Hafen von Cork. Allein von hier aus traten im 19. und 20. Jahrhundert rund 2,5 Millionen irische Auswanderer ihre Seereise in die USA an. MARCEL BURKHARDT (4)

Teresa Foley wartet auf ein Zeichen. Ein Piepen, ein Blinken ihres Handys. Fast jeden Abend ist das nun so im Leben der jungen Irin aus Waterford, 160 Kilometer südlich von Dublin. Nach einem harten Arbeitstag in einem Hospital wäre die kleine, energiege-ladene Frau jetzt lieber mit ihren Freunden im Pub, den Ärger wegfeiern. Aber da ist der Haken: Die Freunde sind weit weg. Die 25-Jährige fühlt sich ein wenig verloren in ihrer großen Küche, während sie immer wieder das Telefon zur Hand nimmt, es prüft auf eine Nachricht ihrer besten Freundin, auf ein Lebenszeichen aus der Ferne.

Endlich: „Chat in 10 min!“, textet Brid Joy aus London. Es kann losgehen. Teresa Foley ist die Freude deutlich anzusehen. Sie springt auf, ihr Körper spannt sich. Mit leichten Schritten läuft sie durchs Wohnzimmer, holt den Laptop, gleich gibt's News. Wetter, Mode, Beziehungsgeschichten, das sind die Themen der beiden. Das neue irische Sparprogramm diskutieren sie nicht – dabei hat die Wirtschaftskrise ihre Beziehung spürbar verändert. Weil die Job-Perspektiven in Irland zu düster geworden sind, ist Brid Joy nach London gezogen. „Daheim war für mich und vor allem für meinen Freund nichts mehr zu machen“, sagt die 26-Jährige. „In London boxen wir uns ganz gut durch.“

Die beiden jungen Frauen lachen viel während ihres Online-Gesprächs. Auf dem Bildschirm können sie sich sehen. Zwar bricht manchmal für Augenblicke der Kontakt ab, die Gesichter wirken dann wie eingefroren, die Stimmen klingen verzerrt, aber alles in allem, finden sie, sei Skype doch das beste Mittel, um noch ein wenig am Alltag der anderen teilzuhaben.

Nach dem Chat aber lässt sich Teresa Foley zurückfallen in den Stuhl, sie seufzt. „Oh, wir hatten so viel Spaß, früher“, sagt sie. Aber heute war es doch auch nicht schlecht, oder? Foley rollt ihre großen, grünbraunen Augen, winkt ab. „Früher sind wir jeden Abend gemeinsam um die Häuser gezogen, eine ganz große Truppe – heute frage ich mich oft, ob da überhaupt noch jemand ist.“ Als sie aufzählt, welche ihrer Freunde zuletzt weggezogen sind, dauert es einige Minuten. „Es ist hier echt einsam geworden“, sagt die junge Frau.

Nach vielen Jahren des wirtschaftlichen Booms, in denen sich Irland – das einstige Armenhaus Europas – zu einer Wohlstandinsel wandelte und erstmals in seiner Geschichte Hunderttausende Einwanderer anzog, erlebt die stolze Nation gerade eine schmerzhafteste Kehrtwende, die viele Menschen frustriert.

100 000 Iren werden das Land in nächster Zeit verlassen, sagen Experten des Wirtschafts- und Sozialforschungsinstituts ESRI in Dublin voraus. Sie fürchten, dass vor allem die Jungen gehen, weil sie am härtesten von Arbeitslosigkeit betroffen sind. Jeder Dritte unter dreißig ist derzeit ohne Job. Kommt die Wirtschaft nicht schleunigst in Schwung, rechnet das ESRI bis 2015 sogar mit 200 000 Emigranten; für das kleine Land mit nur 4,5 Millionen Einwohnern ein heftiger Verlust.

War es in den guten Jahren ein Spaß für die Iren, eine Zeit lang in Australien, Kanada, Neuseeland oder den USA zu jobben, gehen sie nun mit gemischten Gefühlen – weil es ein notgedrungener Abschied von der Heimat ist. Die offenen Briefe, die junge Auswanderer an die Irish Times schicken, klingen häufig bitter: „Alles geht den Bach runter – Irland verliert eine ganze Generation“, heißt es da.



Es klingt dramatisch, dabei ist Irland trotz aller Schwierigkeiten weit entfernt von dem unfassbaren Elend, das dort Mitte des 19. Jahrhunderts nach mehreren Kartoffelmissernten geherrscht hatte. Mehr als eine Million Menschen verhungerten und noch einmal so viele verließen binnen weniger Jahre das Land. Sie gingen vor allem in die USA und nach Kanada. Der Menschenstrom nach Übersee riss bis Mitte des 20. Jahrhunderts nicht ab; zwischen 1848 und 1950 hatten über sechs Millionen Frauen, Männer und Kinder ihre Heimat verlassen.

Gerade weil Seán O'Donovan die historischen Bilder von Armut und Not vor seinem geistigen Auge hat, mag er das heutige Wehklagen gar nicht hören. „Niemand muss hungern – unsere Situation ist doch bei weitem nicht so dramatisch wie früher“, sagt der 29-Jährige. Er weiß, wie es sich anfühlt, von Arbeitslosigkeit bedroht zu sein. Er hat die Angst vor sozialem Abstieg gespürt. Er weiß aber auch, wie es ist, woanders etwas mit aufzubauen. Vor einem halben Jahr ist der Bauingenieur

nach Deutschland gegangen, „weil es dort brummt und es in Irland einfach nichts mehr für uns zu tun gibt“.

O'Donovan trägt einen Vollbart, der ihn älter wirken lässt. „Ein bisschen Aberglaube“, sagt er. Fast alle seiner irischen Kollegen, die mit ihm in Deutschland arbeiten, haben einen Bart. Das soll dem Trupp Glück bringen auf der ersten Baustelle in der Fremde. In Gelsenkirchen sind sie dabei, ein Modehaus hochzuziehen. Danach geht es weiter nach Hannover. Ein englischer Kunde will insgesamt 40 Filialen in Deutschland eröffnen. „Wir werden also noch lange bleiben“, sagt O'Donovan. Er begreift seine Zeit „in Europa“, wie er es nennt, als Abenteuer: „Vielleicht fühlen wir uns ja erst wirklich als Iren, wenn wir weg sind von daheim“, sagt er und lauscht seinen Worten nach.

Der Ingenieur schaut dabei aus müden Augen. Ihm stecken harte Arbeitswochen in den Knochen. Während er aber den Maryborough Hill im südlichen Cork hinabfährt, strahlt er plötzlich übers ganze Gesicht. „Das fühlt sich nach Zuhause an“, sagt er beim Anblick eines schlichten, ockerfarbenen Backsteinhauses – seines Hauses. Es liegt in einer feinen Wohngegend, neben einem kleinen Park und einem Golfplatz. In der Nachbarschaft stehen teure deutsche Limousinen, in den gepflegten Vorgärten wachsen Palmen, vor manchen Eingangstüren begrüßen einen bunte Welcome-Schilder. O'Donovans Haus dagegen sieht verlassen aus. Alle Fenstervorhänge sind zugezogen, niemand öffnet die Tür mit einem „Herzlich Willkommen“ und schließt O'Donovan dabei in die Arme.

„Die Situation ist schon ein bisschen verrückt“, meint der junge Mann, als er die Eingangstür öffnet: „Ich verdiene Geld in Deutschland für ein Haus in Irland, in dem ich so gut wie nie mehr bin.“ Wenig später sitzt er in seinem kalten Wohnzimmer, wärmt die Hände an einer Tasse Tee und schaut sich um wie ein Gast.

Der Ire wünscht sich zwar nichts mehr, als wieder auf der Insel leben zu können, aber für mehr als einen Kurztrip alle paar Wochen reicht es nicht. O'Donovan macht Extraschichten, um den Kredit für sein Haus abzahlen zu können. Gemeinsam mit einer Schwester hat er es vor ein paar Jahren für 380 000 Euro gekauft – zu hundert Prozent auf Pump. „Es waren wilde Zeiten, es gab einfaches Geld ohne viele Fragen“, sagt er. Hat er heute Angst, dass es schief gehen könnte mit dem Kredit? Wie groß ist die Last auf seinen Schultern? O'Donovan überlegt eine Weile, gießt heißen Tee nach

und sagt dann: „Ich habe keine Kinder, die ich durchfüttern muss, und ich bin jung; selbst wenn alles schief läuft, kann ich irgendwo von Neuem anfangen.“

Ganz neu anfangen, das plant auch der 27-jährige Cian Tanner. E1840, CX139 – das sind die Flugnummern der Flugzeuge, die den Informatiker am 13. Januar von Cork über Amsterdam und Hongkong nach Sydney bringen werden. Von da aus will er kurze Zeit später weiter nach Neuseeland. Seine Freundin hat Arbeit in Auckland gefunden und wartet schon auf ihn. Vorfreude auf die Reise lässt sich in Tanners Gesicht aber nicht ablesen. Sein Blick hat etwas Betrübtes, fast Melancholisches. „Ich hab ein mulmiges Gefühl“, sagt Tanner und lächelt verlegen. „Es ist schon sehr weit weg von daheim, aber ich hoffe halt auf einen guten Job dort und bessere Möglichkeiten als hier.“

Seine letzten Worte spricht er so leise, dass sie im Jubel seiner Freunde und der Sportkommentatoren im Fernsehen untergehen. „Gute Arbeit, Irland!“, rufen die den Rugbyspielern in den kleegrünen Trikots zu, die ihre Gäste aus Argentinien an diesem Nachmittag ordentlich durchkneten.

Cian Tanner wohnt noch ein paar Wochen in einem Bachelor-House, einer Junggesellen-WG. Seine Kumpels trinken Erdinger-Bier, auf dem Tisch türmen sich leere Domino-Pizzaschachteln; die Jungs amüsieren sich prächtig. Cian Tanner ist nicht so ausgelassen, jubelt auch nicht laut über jede gute Spielszene – er ist ein stiller, ernster Bursche, der sich vor seiner Abreise vor allem Sorgen um die Mutter macht. „Für sie wird das wohl richtig schwer, Neuseeland ist eben doch nicht einfach um die Ecke.“

Wie lange wird er weg bleiben? Tanner schnauft, sein Blick wandert von den Rugbyspielern im Fernsehen durch den Raum hin zum offenen Kaminfeuer, das wohlige Wärme verbreitet. Nach einer Weile meint er: „Wenn es gut läuft, bleibe ich für immer.“ Noch schlägt er sich in Irland mit Gelegenheitsjobs durch, bald will er aber wieder als Programmierer arbeiten, wie er das in London schon vier Jahre lang bei JP Morgan gemacht, bis das nicht mehr ging.

Cian wird das dritte von vier Kindern der Tanners sein, das Irland in der Krise verlässt. Sein Bruder Colin hat inzwischen einen Job als IT-Berater in London gefunden, seine Schwester Yvonne verdient ihr Geld heute in Sydney als Sozialarbeiterin. „In Irland hatte sie nur kleine Aufträge, wusste nie, wann der nächste Job kommt, wie viel Geld es dafür gibt. In Australien hat sie sofort eine feste Stelle bekommen“, sagt Cian Tanner – und plötzlich

klings es doch nach einem modernen Märchen, in der Not einfach ans andere Ende der Welt fliegen und dort glücklich werden.

Gute Arbeit, gutes Geld, gute Stimmung. Dieses Bild vermittelt Stephen McLarnon den Iren von einem Abenteuer in Übersee. Er organisiert die „WorkingAbroadExpo“, eine Messe, die einen Rundumservice zum Thema Arbeiten im Ausland bietet. Auf seiner Webseite zei-



Sorgt sich um seine Mutter, die zurückbleibt: Cian Tanner.



Ließ sich in der Fremde einen Bart stehen: Seán O'Donovan.



Vermisst ihre Freunde sehr: Teresa Foley.

gen Fotos in bunter Polaroid-Optik Surfer in Australien und Snowboarder in Kanada. Die Botschaft ist klar: Dort arbeiten ist kein Galeerendienst, sondern bringt Freiheit und Spaß.

Bereits vor einem Jahr hat Teresa Foley die WorkingAbroadExpo besucht und sich über Arbeitsmöglichkeiten in Australien informiert. Da-

mals noch halb im Spaß und gemeinsam mit ihrem Freund. Der ist inzwischen weg und Teresa Foley ist schwer ins Grübeln gekommen. Einesseits hat die junge Frau einen Arbeitsvertrag als Therapeutin. Der Staat garantiert ihr darin Arbeit bis ins Rentenalter. „Aber was ist hier noch sicher?“, fragt sie nun. „Noch vor drei Wochen hat uns die Regierung gesagt, dass Irland auf keinen Fall Hilfe aus Europa braucht. Wir könnten alles selber managen. Eine Woche später dann: Ja, vielleicht brauchen wir ein wenig Hilfe. Und dann leihen wir 85 Milliarden Euro, so einen Riesenbatzen Geld! Wir können unserer Regierung nichts mehr lausen.“

Dass sie ihr nun die Arbeitszeit hochgesetzt und gleichzeitig das Gehalt um 2500 Euro im Jahr gekürzt haben, ärgert Teresa Foley. Aber das sei nicht das Schlimmste, sagt die 25-Jährige, das Ärgste sei „die Wut der Leute auf uns vermeintlich Glückliche mit einem ach so sicheren Job“. Fast jeden Tag, sagt sie, müsse sie sich von Eltern beschimpfen lassen, weil sie deren kranke Kinder nicht intensiver behandeln kann. „Der Staat stellt keine Leute mehr ein, wir arbeiten am Limit“, sagt Foley: „Dafür stecken wir noch die Prügel für die da oben ein – das macht wirklich keinen Spaß mehr.“

Es ist schon spät, aber Teresa Foley hat sich jetzt in Rage geredet und muss raus aus ihrer Küche, weg vom Computer, rein in einen Pub, ein paar Gläser Cider trinken, ein bisschen Musik hören, unter Leute kommen – auch wenn es nur Fremde sind. Echtes Leben spüren. Der eiskalte Wind und ein heftiges Schneetreiben halten sie nicht davon ab. Die Straßen sind fast menschenleer, kaum einer traut sich noch raus. Foley stapft durch hohen Schnee, rutscht einige Male aus und sagt plötzlich: „Ach, das Klima in Australien wäre ein weiterer Anreiz, dorthin auszuwandern“. Sie lacht dann herzlich darüber.

Im Uluru-Pub holt sich die junge Irin schon mal einen kleinen Vorgeschmack. In die Holzdielen haben die Besitzer eine große Australienkarte geschnitten, mit allen Großstädten und dem heiligen Berg der Aborigines, dem Uluru oder Ayers Rock. Teresa Foley tippt mit der Schuhspitze auf Melbourne und Sydney. Dorthin will sie gehen, wenn sie den richtigen Job bekommt. Ein Spaß, aus einer Laune dahingesagt? „Nein, nein, das ist schon ernst – wenn alle gehen, ist es kein Spaß, allein hierzulieben“, sagt sie und trinkt einen Schluck Cider. „Mich hält hier nur noch meine Familie. Andererseits: Es gibt ja Skype und meine Eltern sind noch jung, die könnten mich auch mal besuchen kommen.“